

Prolog – Wanderer in zwei Welten

Es war Silvester des Jahres 2006, wenige Stunden vor Mitternacht. Ich saß in einem ehemaligen Bunker, der als Partykeller für die Jugend diente. Bei dröhnenden Bässen und Stethoskoplicht hatten Männer und Frauen zwei separate Tanzkreise gebildet und unterhielten sich, soweit die Musik dies zuließ. Man trank Jägermeister und lutschte an Lollis. Ungewöhnlich, aber das war anscheinend „in“.

Ich hatte mich im benachbarten Raum an der Bar niedergelassen und beobachtete das Treiben auf der Tanzfläche aus sicherer Distanz. Mein Nachbar, ein älterer, würdiger Herr mit einem beachtlichen Bauchumfang, sprach fließend Deutsch. Warum wir hier seien, wollte er wissen. Schließlich wurde Israel schon seit mehreren Jahren von Normaltouristen gemieden. Falls sich dann doch der eine oder andere hierher verirrt, mit Sicherheit nicht zu dieser Jahreszeit. Ich gab bereitwillig Auskunft. Der Sohn meines Mannes verbringe sein Auslandsjahr im Kibbuz und wir seien gekommen, um ihn zu besuchen.

Auch er trank Jägermeister und war, wie sich schnell herausstellte, der Chef der Glasfabrik. Diesem Unternehmen sei es letztlich zu verdanken, dass X... noch ein „richtiger“ Kibbuz sei, verkündete er stolz. „Die meisten Kibbuze sind ja nur noch bessere Dorfgemeinschaften und hoffnungslos überaltert. X... dagegen ist auch für junge Familien attraktiv. Sie finden Arbeit...“

Seit meiner Ankunft hatte ich das Treiben im Kibbuz mit Interesse und einem eigentümlichen Gefühl von Vertrautheit beobachtet. Angefangen mit dem Esssaal mit seiner Einheitsmöblierung und Tischdecken aus Wachstuch, in den – einem unbekanntem Zeitplan folgend – Gruppen von Erwachsenen und Kindern einfielen, die stets wie auf Kommando die Stühle rückten und wieder verschwanden. Weiter über die Reihenhäuser in Einheitsbauweise, die sich über das Kibbuzgelände verteilten. Wie bemüht schienen sie um Gleichheit, nicht eines wollte besser, schöner oder größer als das andere sein. Ähnlich die wenigen und zweckmäßigen Autos, die keinerlei Aussagen über die Vorlieben ihres Besitzers machten.

Und schließlich der Kibbuznik, der mit gesenkten Augen und scheinbar gleichgültig vorüber schlurft, den Fremden aber, sobald er ihm den Rücken zukehrt, neugierig musterte.

Vielleicht hätte ein Außenstehender am Friedrichshof oder in El Cabrillo ähnliche Beobachtungen gemacht, würde es die Gruppe heute noch geben...

Um mein Gegenüber zum Reden zu bringen, erzählte ich ihm, dass ich – lang sei es jetzt her – in einer Kommune mit freier Sexualität, Gemeinschaftseigentum und gemeinsamem Kinderaufwachsen gelebt habe.

Meine Rechnung ging auf. „Gemeinschaftseigentum gibt es quasi immer noch. Alles, was verdient wird, fließt in einen Topf; wer eine größere Anschaffung plant, beantragt dies beim Kibbuzrat“, erzählte er. Die Kinderhäuser habe man allerdings schon vor mehreren Jahren abgeschafft. Es sei ein Irrweg gewesen. Die Kinder bräuchten ihre Mutter – noch besser Mutter und Vater. Ja, und die freie Sexualität... an dieser Stelle hob er die Achseln und grinste bedauernd, gehöre ja leider auch der Vergangenheit an.

Als ich ihm von dem groß angelegten Vaterschaftstest erzählte, der bei Auflösung der Kommune durchgeführt worden war, bekam er große Augen. Vaterschaftstests, nein, das hätten sie nicht gehabt. Auf so eine Idee seien sie gar nicht gekommen. Vielleicht sei das Geld auch nicht da gewesen. Man habe einen Strich unter die Vergangenheit gezogen – Vater war, wer sich kümmerte.

Warum sich denn unsere Gemeinschaft aufgelöst habe, wollte er jetzt wissen, und ich gab bereitwillig Auskunft. Unser Chef habe sich als Guru entpuppt und sei im Gefängnis gelandet. Er grinste wissend. „Unseren Chef kann man nicht einsperren. Unser Chef ist Gott.“

Natürlich kann man die Wiener Kommune, vor deren Hintergrund sich die Ereignisse in diesem Buch abspielen, nicht mit einem Kibbuz vergleichen. Zu stark war der Vorwurf, es habe sich um eine Sekte gehandelt. Zu erdrückend die Beweislast, schließlich ging der Kommunegründer wegen sexuellen Missbrauchs und Drogenbesitzes für sieben Jahre ins Gefängnis und seine Gefolgschaft musste sich den Vorwurf der Gehirnwäsche und Mittäterschaft gefallen lassen. Hatten sie nicht Ungeheuerliches mitangesehen und dazu geschwiegen?

Auch wenn fast alle Kommunarden im „noch jugendlichen“ Alter von 17 bis 20 Jahren eingezogen waren, sie waren 30 oder älter, als Ottos Übergriffe auf die heranwachsenden Mädchen begannen. Es gab Mütter, die ihre Kinder dem Kommunegründer auslieferten, wenn dieser sein Recht auf die erste Nacht geltend machte oder sonstige Liebesdienste einforderte; es gab Leute, die Otto in diesem Handeln bestärkten, und es gab die große, schweigende Masse. Denn schließlich war Otto – laut Kommuneideologie – nicht nur der beste Künstler, der beste Musiker, der beste Philosoph, sondern auch der beste Liebhaber, der je auf Gottes Erdboden wandelte. Wer anderes als er hätte die jungen Mädchen besser in das Sexualeben einführen können?

Viele dieser Erwachsenen haben nach der Auflösung der Gemeinschaft entsetzt verkündet: „Das habe ich nicht gewußt!“ Auch heute vertreten noch viele diesen Standpunkt. Die Aussage erweist sich jedoch als wenig tragfähig.

Obwohl Otto und die damalige Führung sich tatsächlich alle nur erdenkliche Mühe gab, dessen sexuelle Vorlieben zu verheimlichen bzw. zu verharmlosen, jedem Kommunemitglied war zumindest dies bekannt: Otto Mühl mit seinen über sechzig Jahren unterhielt sexuelle Kontakte zu den heranwachsenden Mädchen.

Nicht nur der enge Kreis um Otto, nicht nur die Mütter, deren Kinder zu den Opfern zählten, nicht nur die Pädagogen oder Betreuer der Kindergruppen, auch diejenigen, die fern vom Geschehen in den Stadtgruppen weilten, hätten also „etwas“ sehen müssen! Wenn die Kommuneideologie ihnen nicht das Gehirn vernebelt hätte, wenn sie Otto nicht so bedingungslos verherrlicht hätten, wenn der Gruppendruck nicht so groß gewesen wäre...

Der entscheidende Anstoß, der die Lawine gegen Otto ins Rollen brachte und im weiteren Verlauf zur Auflösung der Kommune führte, erfolgte bezeichnenderweise nicht von innen, sondern von ehemaligen Kommunarden und Reportern.

Trotz allem sollte man jedoch nicht vergessen, dass die Ideale, mit denen die Kommune ursprünglich ins Rennen ging, die Ideale einer Generation waren. Wollte nicht auch die Linke freie Sexualität und

Gemeinschaftseigentum? Herrschte nicht auch in den marxistisch-leninistischen Zirkeln ein streng hierarchisches System? Wurden nicht auch hier Andersdenkende massiv unter Druck gesetzt?

Man denke an die unzähligen Kommunen, Wohn- und Lebensgemeinschaften, die in dieser Zeit entstanden. Sie alle experimentierten mit alternativen Lebensformen – manche mit politischem, manche mit spirituellem, manche mit künstlerischem Hintergrund. Die meisten erlitten schon nach kurzer Zeit Schiffbruch – Chaos, widerstrebende Interessen und Rivalitäten setzten dem mit Enthusiasmus und Naivität begonnenen Experiment ein jähes Ende.

Die wenigen, die sich länger hielten, verdankten dies einer starken, meist charismatischen Persönlichkeit, der sich die Gefolgschaft, so revolutionär und alternativ sie auch angetreten war, bedingungs- und kritiklos unterordnete.

Auch die Wiener Kommune verdankte ihre Existenz – und später ihre Auflösung – einer charismatischen Persönlichkeit: jener Otto Mühl. Ihre Mitglieder lebten für eine „Idee“, und diese „Idee“ verkörperte Otto. Die Kommune war mit Sicherheit nicht von Anfang an eine „Sekte“, der Übergang vollzog sich schleichend. Bis zum Tage der Auflösung waren die meisten Kommunarden davon überzeugt, ihr Leben in den Dienst einer guten Sache gestellt zu haben. Sie hielten sich für „auserwählt“ und die „Elite dieser Welt“; gemeinsam wollten sie alt werden. Aus dieser Überzeugung heraus übersahen sie geflissentlich alle Schwachstellen, weil es diese einfach nicht geben durfte.

Der Traum platzte wie eine Seifenblase. Während viele Kommunarden ihr Seelenheil in der Rolle des Opfers suchten, verführt von dem bösen Sexguru, blieb dieser seinen Idealen treu. „Ich habe Fehler gemacht, aber ich habe keine Schuld auf mich geladen!“, verkündete er wieder und wieder im Brustton der Überzeugung, und diese Worte liest man auch heute noch auf seiner Internetseite.

Kurz bevor er seine siebenjährige Haftstrafe antrat, soll er im Kreise seiner Getreuen verkündet haben: „Ich habe Leute auf den Mount Everest bringen wollen und bemerkte nicht, dass sie Sandalen tragen.“

Wahrheit und Fiktion in diesem Roman:

- Personen und Handlung sind frei erfunden. Einzig Otto Mühl und seine Mutter werden namentlich genannt.
- Die Wiener Kommune, Mühlkommune, AAO oder wie immer sie sich im Laufe der Entwicklung bezeichnete, wurde Anfang der 70er Jahre gegründet und löste sich kurz nach Erhebung der Anklage gegen Otto Mühl im Jahre 1991 auf.
- Otto Mühl wurde u.a. wegen sexuellem Missbrauch von jugendlichen Schutzbefohlenen rechtskräftig verurteilt und verbüßte seine siebenjährige Haftstrafe fast bis zum letzten Tag.
- Die Opfer des Missbrauchs leiden bis heute noch unter den Folgen. Für sie ist das Comeback von Otto Mühl als gefeierter Künstler ein Schlag ins Gesicht.
- Die Autorin des Romans ist im Alter von 23 Jahren in die Kommune eingezogen und bis zu deren Auflösung dabei geblieben. Die Person „Anna“ enthält viele autobiografische Elemente.
- Die Schauplätze „El Cabrito“ und „Friedrichshof“ sind authentisch.





Kapitel 1 in dem die „Fremden“ in El Cabrito ankommen und Donna Clara das Geschäft ihres Lebens macht

Manolo rieb sich erstaunt die Augen. Das Boot, mit dem Pedro und er die Passagiere in El Cabrito abgesetzt hatten, tanzte in sicherer Entfernung von der Mole auf der atlantischen Dünung. Die Fahrgäste, etwa 10 Erwachsene im Alter von 25 bis 35 Jahren, hatten sich am Strand im Halbkreis und mit Blick auf die Finca formiert. Einer von ihnen, deutlich älter als die anderen, stand in der Mitte. Er hob die Arme, ließ sich dann auf die Knie nieder, legte die Hände vor sich und berührte mit seinen Lippen den schwarzen Sand. Die Umstehenden applaudierten und lachten. Einer der Gruppe hielt die Szene mit einer Videokamera fest.

Manolos Blick streifte ungläubig über die Finca. Die ehemalige Bananenplantage präsentierte sich in einem bemitleidenswerten Zustand. Der Strand glich einer wilden Müllkippe. Die Wege waren verwildert, die wenigen Bananenstauden vertrocknet und teilweise überwuchert. Von der Bananenhalle, dem einstigen Mittelpunkt einer florierenden Finca, trotzten gerade noch die steinernen Außenmauern dem Verfall und vereinzelte Dachbalken ragten anklagend in den Himmel. Die Türflügel waren aus den Angeln gerissen und von den Fenstern lagen allenfalls zersplitterte Fragmente herum.

Und das sollte das gelobte Land sein? Manolo zog die Stirn in nachdenkliche Falten. Wer mochte dieser Mann sein, der einen Ritus vollzog, den Manolo allenfalls vom Oberhaupt der katholischen Kirche kannte?

Schon bei der Überfahrt hatte Manolo bemerkt, dass diese Passagiere irgendwie anders waren. Nein, das waren keine gewöhnlichen Touristen. Manolo war die exponierte Position des Ältern sofort aufgefallen. Die Jüngeren gruppieren sich um ihn und verstummten, sobald er den Mund aufat. Ja, sie schienen fast ehrfürchtig an seinen Lippen zu hängen und stellten hin und wieder Fragen, die den Redefluss des Älteren wieder zum Sprudeln brachten, sobald dieser zu versiegen drohte. Die meiste Zeit

begleiteten sie mit zustimmendem Kopfnicken seinen Vortrag, und in regelmäßigen Abständen brandete fröhliches Gelächter auf.

Der Mann verfügte über eine ausgeprägte Mimik. Das Gesicht war, selbst wenn er nicht lachte, von einer Unzahl von Lachfalten durchzogen. Die buschigen, dunklen Augenbrauen wogten hin und her, manchmal schienen die schelmisch blitzenden Augen ganz unter ihnen zu verschwinden. Der Mund zog sich mal zum einen, mal zum anderen Ohr, dann wieder schien das ganze Gesicht nur aus einem einzigen lachenden Mund zu bestehen. Selbst die Zunge nahm aktiv an dem Mienenspiel teil. Immer wieder lugte sie zwischen den Lippen hervor, mal im rechten Mundwinkel, dann im Linken, dann wieder glitt sie verführerisch über Ober- oder Unterlippe. Lachte ihr Besitzer, dann wogte sie gut sichtbar in dem halbgeöffneten Mund wie die Dünung des Atlantiks bei mäßigem Wind.

Der ältere Mann bewies aber im Laufe der Rede, dass er nicht nur lachen konnte. Von einer Sekunde zur anderen wurde das Gesicht von einer abgrundtiefen Traurigkeit durchfurcht, jede einzelne Falte strebte gleichsam der Erdanziehungskraft folgend nach unten, die hängenden Mundwinkel zuckten, die Lippen zitterten und die Nase zog geräuschvoll die nicht vorhandenen Tränen hoch. Wäre der Anfall nicht nur von so kurzer Dauer gewesen, man hätte sich erhoben und tröstend den Arm um seine vom Schmerz gebeugten Schultern gelegt.

Nur wenig später – die Trauer war vorüber – schien er von einem Wutanfall geschüttelt zu werden, er riss die Augen soweit auf, dass das Weiße hervortrat, und rollte die Augäpfel. Die buschigen Brauen schossen in die Höhe. Die Stirn hatte sich in ein Meer von Zornesfalten verwandelt. Er hatte sich ruckartig in eine nach vorn geneigte Position gebracht und der gestreckte Zeigefinger schoss wie ein Taktstock durch die Luft. Nicht nur Manolo, auch seine Zuhörer zuckten zusammen. Seine Stimme übertönte wie ein Pistolenschuss das Röhren des Schiffsmotors. Er erhob sich jetzt von seinem Sitz und begleitete beidhändig seine flammende Rede. Manolo sah einen Abgeordneten im Parlament vor sich, der gegen die Opposition wettete. Er reckte die Fäuste gen Himmel, hieb auf ein nicht vorhandenes Podest, rieb sich die Hände, um sich schließlich selber Beifall zu klatschen.

Seine Zuhörer lachten und applaudierten. Der Atlantik vereitelte weitere Ausführungen, und gestützt von seiner Zuhörerschaft ließ sich der Mann lachend wieder auf seinem Platz nieder. Die Zornesfalten waren wie weggewischt.

Während der gesamten Überfahrt hatte Manolo den Mann immer wieder fasziniert beobachtet, der mit seinem vollen, braunen Haar wesentlich jünger wirkte, als es die vielen Falten auf den ersten Blick hin vermuten ließen. Auch die blaue Latzhose, die ein wenig über seinem Bauch spannte, stand im Widerspruch zu seinem Alter. Welcher Mann ab sechzig – und dies Alter dürfte er mit Sicherheit haben – ging schon in Latzhose? Er war weder groß noch klein; er war weder dick noch dünn. Aber irgendetwas hatte er, fand Manolo. Nur was?

Einzig die fünf oder sechs Kinder schienen von der Ehrwürdigkeit des Älteren unbeeindruckt. Sobald jedoch das kindliche Treiben einen Lärmpegel erreichte, der die Runde zu sprengen drohte, wurde eine der jungen Frauen aktiv: „Kommt’s Kinder, wir gehen auf’s Vorschiff, wir wollen doch den Otto nicht stören.“

Nein, verstehen konnte Manolo sie nicht. Die Leute sprachen ausnahmslos deutsch, obwohl der eine oder andere vom Akzent her Franzose, Skandinavier oder sonst woher hätte sein können.

Die Leute am Strand setzten sich jetzt in Bewegung. Sie folgten dem Weg Richtung Herrenhaus, das sich, wie Manolo wusste, im hinteren, höher gelegenen Teil der Finca befand. Eine der Frauen löste sich aus der Gruppe und lief auf die Mole. „Tres horas – a las cinco!“, rief sie zum Boot hinüber und eilte dem Pulk hinterher. Eine andere übernahm die Kindergruppe: „Kommt’s Kinder, wir gehen baden.“

Manolo betrachtete das Grüppchen, bis es im Grün der Finca verschwunden war. Pedro hatte derweil den Motor gestartet und brachte das Boot auf Kurs in Richtung San Sebastian – vorbei an den steil aufragenden Lavafelsen der Barrancos.

Ja, in San Sebastian redete man bereits über die „Fremden“, die vor wenigen Wochen hier angekommen waren. Sie hatten zwei Ferienhäuser hoch über der Stadt bezogen. Nein, nicht nur gemietet, so erzählt man sich, sie hätten gekauft und angeblich sogar bar bezahlt. Und nun wollten

sie El Cabrito kaufen. Dies wusste man von Donna Clara, der einzigen Tochter des großen Juan Perez, der hier vor 100 Jahren dem trockenen Süden von Gomera eine blühende Plantage abgetrotzt hatte. Mit einem Heer von Leibeigenen hatte er gigantische Staudämme im oberen Teil der Finca errichtet. Das Wasser von drei Stauseen sicherte die Bewässerung in den trocknen Sommermonaten. Ein Geflecht von gemauerten Steinrinnen lenkte das Wasser in die damals blühenden Terrassen, die die steilen und felsigen Hänge der Finca bedeckten.

Donna Clara bewohnte einen Teil des halb verfallenen Herrenhauses und war über die unerwartete Nachfrage nach diesem unwegsamen Fleckchen Erde mehr als überrascht und, auch wenn sie dies nicht zugab, hoch erfreut. Sie empfing die eigentümliche Gesellschaft in der Veranda des Herrenhauses, einem rot-weiß gefliesten Raum, von dem die Zimmer abgingen. Dank der funktionierenden Gerüchteküche von San Sebastian wusste sie, dass „die Fremden“ Geld hatten – woher auch immer – und dass die Entscheidung, El Cabrito zu kaufen, ganz offensichtlich schon gefallen war. Bei mehreren Krügen eisgekühlter Limonade wurde an dem großen Holztisch, an dem einst die Großfamilie von Juan Perez Platz fand, der Kaufpreis ausgehandelt.

„Unverständlich!“, murrten die Einheimischen. „Es gibt keine Straße, die einzige Anbindung auf dem Landwege sind die Maultierpfade der Guanchen – zwei Stunden Fußmarsch und ca. 500 Höhenmeter! Eine halb verfallene Mole, die in den Atlantik ragt und das Anlegen selbst bei mäßiger Dünung vereitelt!“

Wie auch immer, der Handel kam zustande und eines Nachmittages erschienen in besagter Veranda zwei Abgesandte der „Fremden“ begleitet von einem spanischen Rechtsanwalt, und stellten Donna Clara einen schwarzen Lederkoffer auf den Tisch.

Der Kaufpreis war hoch. Er war so hoch, dass die Immobilienpreise in und um San Sebastian explodierten, und auf ganz Gomera zerriss man sich die Mäuler über die „Fremden“.

Heute hätte man Begriffe wie „Otto Mühl“, „Wiener Aktionismus“ oder „Friedrichshof“ geogooelt. Aber auch ohne Internet sprach sich bald herum, dass Otto Mühl ein österreichischer Künstler sei, der zum Kreis

der Wiener Aktionisten gezählt werde und auf dem „Friedrichshof“, einem Landgut unweit des Neusiedler Sees residierte, wo er – aus welchen Gründen auch immer – eine ganz beachtliche Zahl junger Leute um sich versammelt habe.

Eilig eingeholte Erkundigungen ergaben, dass man die Gemeinschaft „Mühl-Kommune“ nannte. Die Lebenspraxis dieser Gruppierung sei zu-gegebener Maßen nicht jedermanns Sache, aber die Kommune habe sich mittlerweile zu einem ernst zu nehmenden Wirtschaftsfaktor in dem von Landflucht und Arbeitslosigkeit gezeichneten Burgenland gemauert. Selbst der Landeshauptmann habe persönlich dem Otto seine Referenz erwiesen.

„Fleißig und ordentlich saan’s – und was die sonst so treiben – na ja, das geeht uns ja nix aan...“

Der Bürgermeister im fernen Burgenland hatte recht: davon konnten sich die Gomerianer schnell überzeugen. Mit unvorstellbarer Energie wurde der Wiederaufbau von El Cabrito vorangetrieben. Pedro und Manolo bekamen eine Festanstellung und pendelten fast ganztätig zwischen San Sebastian und der Finca. Ein größeres schnelles Boot wurde angeschafft: die San Borodon. In der Früh gingen die spanischen Arbeiter an Land und verteilten sich gleich einem Ameisenheer auf der Finca: Die alten Gebäude wurden restauriert und neu eingedeckt. Es wurden Steine geklopft, Wege repariert und die verfallenen Terrassen wieder instand gesetzt und bepflanzt.

Die Gomerianer verließen die Finca mit den letzten Sonnenstrahlen – der Lohn war gut, das Mittagessen reichlich und lecker, die Chefs umgänglich und höflich... warum da viel Fragen stellen?

Eines Tages – Pedro und Manolo hatten gerade die Arbeiter an der Mole abgesetzt – sprach sie ein junger Mann in mittlerweile recht passablem Spanisch an: „Heute kommen ca. 40 Düsseldorfer mit der Zwölf-Uhr-Ferry, bitte planen Sie das ein.“ – „Alles klar!“ Manolo nickte, sie wußten Bescheid. Das Boot schlingerte ein letztes Mal gegen die riesigen roten Pfänder der Mole und nahm Kurs auf San Sebastian.

Sie wußten, was sie erwartete: Ein Trupp blasshäutiger Mitteleuropäer würde sich am Liegeplatz ihres Bootes im Hafen von San Sebastian

einfinden. Sie würden in Verzückung geraten über „ihr Paradies“. Sie würden das milde Klima loben, sie würden über den warmen Wind seufzen, sie würden ein Loblied singen auf das glitzernde Meer und die Farbenpracht dieses bekanntermaßen recht kargen und steinigen Eilands. Wieder und wieder würden Worte fallen wie: „Ach, wie bin ich froh, dass ich hier sein darf...!“

Der Ritus würde seinen Lauf nehmen. Kinder, Mütter und Gehbehinderte kletterten an Bord und machten es sich zwischen Unmengen von Koffern gemütlich, alle anderen schnürten die Wanderstiefel und wenig später zog ein nicht enden wollender Trupp – aufgereiht wie die Perlen auf einer Kette – in Serpentina den Berg hinan.

Pedro startete die San Borodon: „Sag mal, hast du eine Ahnung, wo die alle schlafen? Da gibt’s doch noch keine Zimmer, geschweige denn Klos, Duschen und so...“ Manolo bedeutete ihm zu schweigen – einige der Fremden waren sehr wohl in der Lage Spanisch zu verstehen; manche, vor allem die, die schon länger da waren, legten sogar einen erstaunlichen Ehrgeiz an den Tag und konnten sich fast fließend unterhalten.

Allerdings waren die Gespräche auf Smalltalk oder Arbeitsanweisungen beschränkt. Manolo hatte einmal versucht, seinen Chef – man nannte ihn Hermann – über das Leben in der Gemeinschaft zu befragen. Wie es ihm den so gefalle, ob er eine Freundin oder Frau habe – oder gar Kinder? Wo er denn wohnen würde? Ob seine Familie in Deutschland lebe und wie es seinen Eltern ginge?

Die Mauer der Ablehnung konnte nicht stärker sein – Manolo erschrak richtig. Das sonst so freundliche Gesicht seines Vorgesetzten verwandelte sich in eine steinerne Maske. Die Antworten fielen absolut einsilbig aus: „Si!“ – „No!“ Und bevor er noch eine weitere Frage stellen konnte, konterte der junge Mann mit Gegenfragen. Wo denn Manolos Familie lebe, ob ihm das Leben in San Sebastian gefalle? Ob er eine Freundin habe...

Ehe Manolo sich versah, breitete er bereitwillig sein Leben vor dem Fremden aus. Ja, er erzählte ihm sogar von seinen Problemen, dem letzten Streit mit seinem Vater und wie sehr er sich sehne, eine Frau zu finden, nein nicht irgendeine, sondern eine, in die er verliebt sei und mit der er ein neues Leben beginnen könne.

Als das Gespräch beendet war, stellte Manolo verwundert fest, wie sehr ihn diese Aussprache erleichtert hatte. Ein warmes Gefühl durchflutete seine Adern – ein Gefühl geliebt und verstanden zu werden.

Es dauerte lange, bis er die vermeintliche Vertrautheit hinterfragte: „Er weiß jetzt eigentlich alles – alles über meine Sorgen und Nöte, ja, sogar manches, von dem ich selber noch gar nicht wusste, dass es mich belastet! Aber was weiß ich über ihn? Eigentlich nur das, was ich ohnehin schon wusste!“



Kapitel 2 in dem Anna das erste Mal nach El Cabrito kommt und wir etwas über die Amsterdamer Firma erfahren

Anna setzte einen Schritt vor den anderen. Der Weg erforderte höchste Konzentration. Die Bezeichnung „Treppe“ wäre womöglich zutreffender. Allerdings handelte es sich hier um eine Art Treppe, bei der jede Stufe anders geformt war. Manchmal bestand sie aus einem runden, manchmal aus einem eckigen Felsen, bald formten mehrere Steine eine Stufe, die in sich wiederum unterschiedlich hoch sein konnten, manchmal bestand das ganze nur aus Sand und Geröll – der Grad der Steigung – ob rauf oder runter – erhöhte proportional die Gefahr des Rutschens. Lavagestein ist porös. Also schnell war klar, dass das selektive Betreten von größeren Steinen die Rutschgefahr minimierte. Wie schnell konnte sich aber ein scheinbar festliegender Stein in einen Wackler verwandeln! Dies führte zu windmühlenartigen Armbewegungen oder erzwang unkontrollierte Schrittfolgen, die dann unweigerlich im Ausrutschen endeten.

„Kannst net aufpassen?“, war der unvermeidliche Kommentar von Vorder- oder Hintermann. Anna hasste diesen vorwurfsvollen Ton. Schließlich war so ein Ausrutscher mit einer gehörigen Portion Schreck verbunden – ein paar Zentimeter weiter und der Felsen fiel rund 200 Meter senkrecht zum Meer hin ab.

Anna war als eine der Blasshäutigen mit der Zwölf-Uhr-Ferry angekommen. Sie war das erste Mal auf Gomera. Genau genommen war sie keine Düsseldorferin. Sie hatte die letzten Jahre in Amsterdam gelebt. Aber wirtschaftliche Probleme hatten dazu geführt, dass sich die Amsterdamer Gruppe in Auflösung befand. Nach ein paar Wochen Urlaub würde sie voraussichtlich nach Düsseldorf gehen.

Sie atmete tief durch. Der Wind zauste an ihren Haaren, die warme Luft, die unbekannt Gerüche, die kreischenden Möwen – all das ließ sie für Augenblicke die Sorgen der letzten Zeit vergessen.

„Look me in the eyes, did I ever let you down!“, hatte der Firmenchef, ein 70-jähriger, grauhaariger Kanadier verkündet und verteilte auf

einem rauschenden Fest im teuersten Hotel am Platze Bonuszahlungen in Form von Dollarbündeln an seine besten Mitarbeiter.

Was er vielleicht ahnte, aber nicht wirklich wissen wollte: zwei Drittel seiner Mitarbeiter waren Kommunarden. Er hatte nur erfreut registriert, dass wie durch wundersame Fügung hoch motivierte junge Leute bei ihm um Arbeit ansuchten, ohne dass er in irgendeiner Weise dafür Werbung gemacht hätte. Die Leute waren fleißig und stellten keine unangenehmen Fragen, was nicht einfach war, denn die Produkte, die verkauft wurden, hatten eine miserable Presse: „Holländische Firma verkauft Venture Capital – Anleger verloren Millionen!“ und „Betrügerische Machenschaften: die Start-up-Unternehmen des I. Scott sind nicht mehr als ein Produkt seiner Phantasie, die Aktien werden an keiner Börse der Welt gehandelt – der Firmenchef selber ist der Marketmaker!“

Anna saß in einem der verwinkelten Büros auf der Herrengracht. Die Firma war auf mehrere Grachtenhäuser verteilt. Um von einem in das andere Büro zu gelangen, musste man das Haus verlassen. Die wenigen „externen“ Mitarbeiter rekrutierten sich aus aller Herren Länder und prahlten mit ihren Heldentaten aus vergangenen Zeiten. Nicht, dass sie wirklich älter und weiser gewesen wären, aber sie hatten ihre Lehrzeit in so exotischen „Boilerrooms“ wie Panama oder auf den Virgin Islands verbracht.

Das Wissen über den Aktienhandel war rudimentär. Es wurde gerade einmal so viel Vokabular vermittelt, dass der Kunde den Eindruck bekommen musste, er habe es mit einem versierten Aktienhändler zu tun.

„Seien Sie ganz am Anfang dabei – eine Firma, die aus Industrieabwässern Rohstoffe zurück gewinnt – Gold, Silber und andere Edelmetalle – eine Idee, die sich in Zeiten von Rohstoffverknappung durchsetzen wird! Sicherlich, diese Start-up-Unternehmen sind immer ein gewisses Risiko, aber wenn ein Weltkonzern wie Westinghouse Electric bereits Verträge abgeschlossen hat... Sie könnten hier mit einem Betrag von 200-300 Dollar starten – denken Sie mal, wie viele Firmen so angefangen haben. Heute sind sie weltweit operierende Milliardenunternehmen.“

Dies war dann allerdings nur das harmlose Vorspiel. Ließ sich der Kunde darauf ein, rief ein paar Wochen später der sogenannte „Loader“

an: „Haben Sie gesehen, was Sie für einen Gewinn gemacht haben?“ Der Preis der Aktie war gestiegen. „Sie sollten nachkaufen! Nein, eigentlich müssen Sie sogar nachkaufen! Die Aktie wird weiter steigen! Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.“ Ein Kunde, der einmal gekauft hat, hat Vertrauen – schließlich hatte ja auch die erste Transaktion geklappt – zumindest hat er für sein Geld ein bedrucktes Stück Papier erhalten, das sich jetzt in seinem Tresor befand.

Hatte der Kunde dann richtig viel investiert, war der Preis meist im Keller. Aber auch dies ist für einen Profi ein willkommener Anlaß für einen erneuten Anruf.

„Sie haben sicherlich bemerkt, dass der Preis der Aktie gefallen ist?“ Seelenruhig ließ der Loader den nun folgenden Gefühlsausbruch über sich ergehen. „Jaaa, ich kann Ihre Aufregung verstehen... aber wissen Sie, das ist jetzt Ihre Chance! Sie werden die Aktien nie wieder so günstig kaufen können. Sagen wir einmal – Sie kaufen jetzt zum Beispiel 1000 Stück zum halben Preis. Dann haben Sie insgesamt 2000 Stück. Der durchschnittliche Einstandspreis ist somit gesunken. Die Aktie wird weiter steigen – keine Frage. Mit diesem Leverage-Effekt werden Sie bald wieder auf der Gewinnerseite sein!“ – Erstaunlich, wie viele Kunden sich von dieser halbseidenen Argumentation haben überzeugen lassen!

Anna hatte das Geschäft von Anfang an nicht recht gefallen. Sie hatte schon in Deutschland in einem „Boilerroom“ – den Begriff hatte man allerdings nicht verwendet – gesessen und Anzeigen für die Tourismusbranche verkauft – alles per Telefon. Auch da wurden ihre Kunden über den Tisch gezogen. Fanden sich die hoffnungsvollen Werbeträger, in denen zum Beispiel die Schönheit der Schweizer Berge in enge Spalten gepresst wurde, doch ungelesen und verschnürt in Plastikriemen an höchst unromantischen Orten wie in Toreinfahren oder Mülltonnen wieder. Dabei war es erstens aber nur um relativ kleine Beträge gegangen und zweitens hatte es sich bei den Kunden um kultivierte Mitteleuropäer gehandelt, die schlimmstenfalls mit dem Rechtsanwalt drohten.

Aber dies hier war härter, betrügerischer, vielleicht sogar kriminell? Man konnte nur schwer die Augen davor verschließen: die Zeitungen hatten ja recht. Mr. Scott rief morgens im Büro an – meist von Kanada aus

– und legte den Aktienpreis fest. Wollten zu viele Leute verkaufen, war der Preis niedrig. Wollten Großanleger ganze Aktienpakete loswerden, dann wieselte plötzlich Bashir, der Leiter des Rechnungswesens, ganz aufgeregt durch den Tradingroom, in dem die Troubleshooter saßen, quiekte in den höchsten Tönen und mit ausgeprägt indischem Akzent: „You must close the Market!! Why did you take back all those shares?“

Anna beneidete die Troubleshooter nicht um ihren Job. Josef hatte ihr von einem Anruf eines arabischen Kunden erzählt: „I take my gun and blow your head off!“ Ein anderer Kunde war plötzlich in Lederkluft im Tradingroom erschienen und hatte mit einem Messer gespielt. Welch Zufall, der Markt war „offen“ und der Kunde zog zufrieden mit der ausbezahlten Summe ab.

Jeglicher Versuch, diesen Gewissenskonflikt zu thematisieren, scheiterte kläglich: „Was? Dir gefällt die Arbeit nicht? Wir verdienen hier so viel Geld – das schafft keine der deutschen Gruppen. Schließlich verdienen wir das Geld für einen guten Zweck!“

Anna hatte versucht, sich selbst die Schuld an ihrem Unbehagen zu geben: „Sicherlich bist du eifersüchtig. Du ärgerst dich nur, weil du noch nicht Loader bist! Sie haben ja recht, jetzt wo Gomera gekauft wurde, braucht die Gruppe tatsächlich Geld - sehr viel Geld.“ Die Konkurrenz hatte ihr übriges getan; schon bald hielt auch sie ihre erste arabische Adresse in den Händen und durfte sich „Loader“ nennen.

Anna lief jetzt der Schweiß in Strömen über das Gesicht, das Hemd klebte feucht am Rücken. Nach fast zweistündigem Fußmarsch unter kanarischer Sonne häuften sich die Fehlritte und der unweigerlich darauf folgende Kommentar: „Kannst net aufpassen?“ Die Anführerin verkündete: „Sobald wir Guanacha erreicht haben, machen wir 10 Minuten Pause, dann ist es nur noch ein Anstieg.“

Sehnsüchtig betrachtete Anna den glitzernden Atlantik. Wie wohlthuend wäre es, sich jetzt ein bisschen von den Wellen schaukeln zu lassen. Die Gruppe ließ sich auf einer Steinmauer einer verlassenen Fischerkate nieder – das einzige Gebäude in der ganzen Bucht.

„Und warum wird Amsterdam jetzt eigentlich aufgelöst?“ Ihre Nachbarin, eine stämmige Person mit einem unglaublich großen Mund, war

neugierig und konnte das triumphierende Lächeln nur schwer verbergen. Anna verstand ihre Schadenfreude. Allzu deutlich erinnerte sie sich an den Auftritt der Amsterdamer Gruppe am Friedrichshof – noch vor wenigen Monaten.

Amsterdam, Amsterdam,
ist zurück am Friedrichshof.
Wir verdienen sehr viel money
Für Boss Otto, unser honey.

Geflissentlich übersah sie das Grinsen ihrer breitmäuligen Nachbarin: „Ganz einfach, vor drei Tagen – ich wollte gerade anfangen zu telefonieren – da stand die holländische Polizei vor der Tür – mindestens 15 Beamte. Die Telefone wurden ausgestellt. Das war’s dann! Ich bin nach Hause – Koffer packen.“

Natürlich hatte sich das ganze angekündigt. In den letzten Wochen waren die Beschwerden der Kunden immer aggressiver geworden, fast täglich gab es Schlagzeilen auf den Titelseiten.

Trotzdem hatte Anna einen indischen Großinvestor samt dessen Clan erwartet und gehofft, dass einer ihrer Chefs die Präsentation übernehmen würde. Früher hätten sie sich so etwas niemals entgehen lassen, aber aktuell waren sie ganz offensichtlich mit Wichtigerem beschäftigt. Waren sie überhaupt noch in Amsterdam?

So hatte sie sich allein auf den Weg ins Besprechungszimmer machen müssen. Es dämmerte und ein kräftiger Herbststurm umsauste das Gebäude. Der Wind heulte im Aufzug. Anna fürchtete sich davor verschleierten Indern, die sie mit ihren schwarzen Augen erwartungsvoll ansahen, gegenüber zu treten.

An diesem Abend erschien ihr der Fußweg durch die malerischen Grachten von Amsterdam weit entfernt von jener meditativen Zuflucht, die sie für gewöhnlich so liebte. Eine knappe halbe Stunde zwischen Arbeit und dem straff organisierten Gruppenleben, eine knappe halbe Stunde, die nur ihr gehörte, ihr ganz allein.

Heute jedoch ging sie mit schnellen Schritten und auf dem kürzesten Weg nach Hause. Selbst den hell erleuchteten Fenstern gelang es nicht,

ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Gestatteten sie doch – dank der holländischen Aversion gegenüber Gardinen – unverhüllte Einsichten. Wie gern spähte sie normalerweise in die Wohnstuben und spekulierte über Lebensart und -weise der Bewohner!

„Wie wird das alles nur weitergehen?“, fragte sie sich und lauschte ängstlich den hallenden Geräuschen in den dunklen Gassen. Als sie abends, erschöpft von dem aufregenden Tag, im Bett lag, hielt sie die Grübeleien noch lange wach. Erst weit nach Mitternacht fiel sie in einen unruhigen Schlaf.

Sie fand sich in dem Besprechungszimmer der Firma wieder, in dem sie die Inder empfangen hatte. Sie lag rücklings auf dem gläsernen Tisch und die schwarzen Ledersessel wandten ihr den Rücken zu. Sie konnte nur die hohen Rückenlehnen sehen. Erschrocken stellte sie fest, dass sie an Handgelenken und Füßen gefesselt war. Wie auf Kommando begannen die Sessel sich langsam zu drehen und sie erkannte die Gesichter der Inder, die Frauen mit Kajal geschwärzten Augen und dem Mal auf der Stirn, die Männer mit Turbanen und langen Gewändern. Sie erhoben sich und begannen auf sie einzureden, erst leise, dann lauter und immer lauter. Einer der Inder sprang auf den Tisch, stellte sich zwischen ihre Beine. Das Geschrei, das zum Gebrüll angeschwollen war, verstummte mit einem Schlag.

Der Inder hatte ein goldenes Kettchen mit einem winzigen Diamanten aus der Tasche gezogen und schwang es wie ein Pendel vor ihren Augen. Sie meinte den Luftzug zu spüren. „Sie haben mir versprochen auf mein Geld aufzupassen! – Sie haben mir versprochen auf mein Geld aufzupassen!“ Wieder und wieder schrie er diese Worte – auf englisch mit dem hohen indischen Akzent. Entsetzt bemerkte Anna jetzt den riesigen Krummdolch in seiner Hand. Schreiend schreckte sie aus dem Schlaf auf.

Sie war in ihrem Zimmer in der Kaisergracht, in ihrem Bett, das Schreien jedoch war nicht verstummt. Im schwachen Licht der Grachtenbeleuchtung tastete sie sich an das offene Fenster. Es war eine Frau, die schrie. Es war ein Geschrei, das durch Mark und Bein ging. Ging es um Leben oder Tod? Anna versuchte ihre Gedanken zu sammeln: Sie

wohnten nicht weit vom Bahnhofsviertel, auf der Brücke vorm Haus wurde schon mal mit Drogen gedealt...

Die Schreie verstummten schließlich und die Glocken der Westerkerk bimmelten ungestört ihre stündlich wiederkehrende Melodie durch die nächtliche Stille. Anna schloss das Fenster und kroch wieder ins Bett.



Kapitel 3 in dem Manolo Chris kennenlernt

„Wir sind heute Mittag beim Chef“, teilte Pedro Manolo am Morgen bei der ersten Überfahrt nach El Cabrito mit. „Franco steigt mittags ein und holt uns nachmittags wieder ab.“ – „Beim Chef? Beim Otto?“ – „Bei wem denn sonst?“, brummte Pedro mürrisch. Manolo hatte ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Er war Otto ab und an begegnet, nicht oft, aber immer war es irgendwie komisch gewesen. Offenbar bewegte Otto sich grundsätzlich nicht allein. Er war ständig von einem Schwarm, meist Frauen, umgeben.

Das letzte Mal hatte Manolo ihn – diesmal in Begleitung von vier oder fünf Frauen – nach San Sebastian gebracht. Otto hatte ihn nachdenklich von oben bis unten betrachtet und die Augen unter den gewaltigen Augenbrauen zu Schlitzeln verengt. Dann hatten sich tausende von Lachfalten auf seinem Gesicht ausgebreitet.

„Du bist ein hübscher Kerl“, sagte er und nickte Manolo zu. Seine Begleiterinnen lachten zustimmend. „Wirklich, du hättest viel Erfolg bei unseren Frauen. Hast du nicht auch schon darüber nachgedacht?“ Manolo merkte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Er spürte die Blicke der Frauen auf sich ruhen. Manche der Frauen waren wirklich hübsch, aber er war gerade mal 19 Jahre! Eine Frau über 30 war einfach nur alt.

„Nein, wie süß, ein Mann, der noch rot werden kann!“ Eine brünette Italienerin meldete sich zu Wort. Sollte man den Gerüchten glauben, war sie mit Otto verheiratet. Sie legte Manolo die Hand auf das Knie, nickte ihm zu und sagte: „Du bist ein hübscher Kerl.“